

Landkammer, Joachim:

Against novelty and innovation: das ungewollte und das nichtgewollte
Neue oder: die letzte Kuh aus Syrakus,

in: Gimmler, Antje / Holzinger, Markus / Knopp, Lothar (Hrsg.): Vernunft
und Innovation: über das alte Vorurteil für das Neue, Festschrift für
Walther Ch. Zimmerli zum 65. Geburtstag, München, Fink, 2010
S. 289-301

JOACHIM LANDKAMMER

AGAINST NOVELTY AND INNOVATION. DAS UNGEWOLLTE
UND DAS NICHTGEWOLLTE NEUE ODER: DIE LETZTE KUH AUS
SYRAKUS

Die Ruhe ist ein spezieller Fall der Bewegung
(Ausstellungstitel im Kunstmuseum Liechtenstein, Juli/August 2009)

Die verbreitete unkritische Euphorie des Neuen verdeckt, daß hinter jeder Veränderung (und ohne eine solche kann es auch nichts Neues geben) ein oft sehr geistloser Zwang steht. Schon in Heraklits antiker, in eine Schein-Unplausibilität verpackter Erkenntnis, daß man nicht zweimal in den gleichen Fluß steigen könne, äußert sich kein triumphierender Optimismus, sondern die bedauernde Einsicht in eine Vergeblichkeit. Der Mensch ist zum immer wieder Neuen und Neu-Sein-Müssen verdammt. Sollte man es da nicht seiner Würde als ein der Emanzipation von Natur- und Existenzzwängen fähiges Wesen eher angemessen halten, dem Strömenden zu *widersprechen*, anstatt seine Ankettung an das sich ewig drehende Rad auch noch zu affirmieren, ja dessen Drehung auch noch zu beschleunigen, aus stumpfer *cupiditas rerum novarum*? Schon der sog. „Fortschritt“ ist die Verklärung einer in Wahrheit unaufhaltbar und unsteuerbar *erlittenen* Veränderung zur „Verbesserung“: eine Art Sklavenmoral von planktonartig getriebenen Halb-Lebewesen ohne jegliche Eigenenergie, die aus ihrer Unfähigkeit, *gegen* den Strom zu schwimmen, die Tugend der „Mobilität“ machen.

Das ist aber nur die eine Seite der angestregten Rhetorik des Neuen. Neben der nachholenden Nobilitierung des Unaufhaltbaren zum So-(weil-neu)-Gewollten muß auch verschleiert werden, daß Innovation ein Luxus ist, den man sich meist gar nicht leisten kann. Das *wirklich* Neue ist für das sich mit mühsam erlernten komplexitätsreduzierenden Reaktionsroutinen auf dem „Laufenden“ haltenden Gewohnheitstier Mensch bis auf weiteres einfach viel zu riskant. Was wir heute als Objekte spannender Erwartung, als wohltuende „Überraschung“, als wahnhaftige Jagd nach dem abenteuerlich Ungeahnten vorgeführt bekommen, verdeckt die viel wesentlichere Einsicht, daß der Mensch in Wirklichkeit auf Weniges so wenig vorbereitet ist wie auf Unvermutetes. Eine weltgeschichtliche Kulturtherapie war nötig, um dem Menschen die Instinkte und Reflexe abzugewöhnen, die ihn mit Überraschungen auf die für ihn eigentlich rationalste Weise umgehen lassen: mit Flucht, Abwehr und Aggression. „Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen“, bis der Mensch

endlich zum nicht mehr überraschbaren Tier wurde: „und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt“. ¹ Kinder spielen „Erschrecken“ mit dem Plötzlichen und Abrupten und lachen sich über gern erlittene Schreckmomente hinweg: weil nur im Spiel der Schrecken vor dem wirklichen Erschrecken präventiv geübt werden kann. Die Schreckspiele der Erwachsenen vertrauen hingegen auf wohl vorbereitete künstliche „kicks“ durch eine hochtechnisierte und letztendlich völlig überraschungsfreie Freizeitindustrie. Deren Erfindungen (und die meisten „Neuheiten“ heute stammen aus ihrem Einflußbereich) stellen in Tat und Wahrheit nichts Anderes dar-, als artifizielle Angstreduktionsmaschinen, mit denen wir den präventiven Umgang mit jenem realen Neuem üben, das uns heute bedroht. Seit eine pausenlose und ubiquitäre Informations- und Kommunikationsflut uns begräbt, kommunizieren und informieren wir uns pausenlos, auf Schritt und Tritt, mit dem Knopf im Ohr; seit es uns passieren kann, daß wir aus brennenden Hochhäusern und zusammenfallenden Türmen springen müssen, probieren wir vorwegnehmend den freien Fall am Bungee-Jumping-Seil: wir feiern als Neuheit, was lediglich die Funktion erfüllt, uns *die Angst* vor Neuem zu nehmen. Das *wirklich* Neue ist nur in abgemilderter, vorbereiteter, domestizierter Form ertragbar: also als Altes.

Sehr viele Dinge funktionieren, bei Licht besehen, nach dem Muster der Neuheitsvermeidung durch Neuheitssimulation. Jede Kategorisierung und Klassifizierung, die für ein „neues“ Phänomen einen „neuen Begriff“ findet, macht es harmlos, erwartbar, zu etwas, das man in eine Schublade (z.B. mit „Genres“) stecken kann. Jede plötzlich am Firmament auftauchende „Supernova“ ist kein neuer Stern, sondern eben nur eine weitere Supernova. Ihr nach Bethlehem oder sonstwohin zu folgen, in der Hoffnung, sie als Zeichen für etwas wirklich Neues in der Welt nehmen zu können, wäre auch kein Novum mehr. Auch die religiöse Konversion, mit der man den „alten Adam“ durch ein vorgeblich ganz neues Menschtum ersetzt, ist nur die gehorsame *imitatio* eines Religionsgründers bzw. die Pflicht, sich selbst zum *Nachbild* des göttlich Einen und Einzigen zu machen. Der Konvertit S/Paulus findet dafür ja auch nur die etwas hilflose Metapher des Aus- und Anziehens (Kol. 3: 9-10), wobei die christliche Gerings- und Unterschätzung des Körperlichen dazu beigetragen haben mag, die *renovatio hominis* mit dem Aufruf zum Überwurf eines neuen Kleides schon rhetorisch abgemacht zu halten. Angesichts der saisonal-rituell wiederholten Schein-Novität von Textilmoden würde man dem alten Adam heute mit weniger äußerlichen Oberflächen-Metaphern zu Leibe rücken müssen.²

¹ M. Horkheimer/Th. W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1944), Frankfurt a.M. 1988, S. 40.

² Die Kleid-Körper-Metapher wird von Adorno gerade zur Negation von Neuheit verwendet, wobei er das Motiv der Verhüllung des jeder Realveränderung entzogenen Körpers noch dadurch verstärkt, daß er ihn für tot erklärt wird: „Was an der Kulturindustrie als Fortschritt auftritt, das unablässig Neue, das sie offeriert, bleibt die Umkleidung eines Immergleichen; über-

Walther Ch. Zimmerli hat schon 1993 darauf hingewiesen, daß die Computer- und IT-Technologie in ihrer oft als kulturbedrohlich empfundenen Neuheit schlicht überschätzt wird, weil „unsere Computer- und Programmarchitektur bis jetzt nichts anderes ist als externalisierte und materiell implementierte traditionelle Logik“³. Das gilt auch für die nicht strikt logisch operierenden Freizeitechnologien: Computerspiele können und tun meist nichts anderes als Aktivitäten zu simulieren, die man immer schon getan hat, wie Fußball-, Billard-, Golf- oder Kartenspielen; auch gegeneinander ge-„fightet“ und aufeinander geschossen hat man schon seit Jahrhunderten. Bezeichnenderweise zeigt sich auch hier das „Allerneueste“ in dem möglichst perfektionierten Grad der Angleichung an das Altbekannte⁴: die viel bewunderte neueste Form der Simulationsleistung läuft darauf hinaus, sich im Wohnzimmer vor dem Bildschirm *genauso* zu bewegen, wie man das beim realen Tennisspiel schon immer getan hat. Das Neue, das in solchen technischen Produkten *geschaffen* wird und mit solchen Kreationen *in* die Welt kommt, besteht zuallererst darin, etwas aus ihr *hinaus- und abzuschaffen*: den realen Raum, die reale Gefahr, den realen Tennis- (oder z.B. auch: Sex-)Partner.

Daß zumindest eine gewichtige Innovations-Tendenz seltsamerweise gerade in dem analogen Destruktions- oder Eliminations-Test besteht, zu erproben, wieviel man noch *weglassen* kann, sieht man auch an den vielen „neuen“ Produkten, die damit beworben werden, daß sie einiges *nicht* (mehr) enthalten (Zucker, Fett, Alkohol, Koffein, Nikotin, Pflanzenschutzmittel usw.). Der Verbraucher akzeptiert stillschweigend den absurden Vorrang des innovativen Aus-der-Welt-Schaffens und zahlt durchgehend mehr für weniger. Auch das Wert-Surplus für Light-Produkte scheint in ihrem Trainingsangebot für die Zeiten des dann nicht mehr mit gesundheitlichen Scheinargumenten gewollten, sondern aus Knappheitsgründen erzwungenen Verzichts zu stehen: wer sich heute schon fettfrei ernährt, wird es auch morgen als Hungerkünstler länger aushalten, der – so lautet das in Kafkas Erzählung erst zum Schluß ausgeplauderte Geheimnis – schlicht „nicht die Speise finden kann, die ihm schmeckt“. Das Neue ist der heute als Luxus verklärte Ausnahmezustand, mit dem man die Furcht vor der morgigen Dauerkatastrophe bewältigt.

Innovationen lassen sich insofern immer auch als Reduktionen beschreiben, als Minderungen, die – und genau darin besteht die angepriesene „Neuheit“ –

all verhüllt die Abwechslung ein Skelett, an dem so wenig sich änderte wie am Profitmotiv selber, seit es über Kultur die Vorherrschaft gewann“ (Th. W. Adorno *Résumé über Kulturindustrie*, in: ders., *Ohne Leitbild – Parva Aesthetica*, Frankfurt a.M. 1963, S. 339).

³ Walther Ch. Zimmerli, *Kreative Kompetenz: Ein Lob der Ungenauigkeit*, in: ders., *Einmischungen. Die sanfte Macht der Philosophie*, Darmstadt 1993, S. 106-118 (hier: 112).

⁴ „Die Verkündigung des Neuen ist unter anderem deshalb so einfach und risikolos geworden, weil kaum noch erkannt wird, wie alt das vermeintlich Neue mitunter ist“ (Konrad Paul Liessmann, *Bologna als unnötige Bildungsreform*, in: Christian Scholz/Volker Stein (Hrsg.) *Bologna-Schwarzbuch*, Bonn 2009, S. 157-168, hier 160).

nicht als solche empfunden werden (externalisierte Kosten). Daß z.B. durch die Zeitverkürzung bei der Bewegung von Personen und Sachen im Raum, bis heute – vom Rad zum Überschallflugzeug – eine der maßgeblichen Faktoren von Technisierung der Menschheit, maßgebliche somatische Erfahrungen der räumlich-sinnlichen Ortsbewegung verlorengehen, ist schon öfter thematisiert worden (daß der Nationalsozialismus über das „Wandern“ und die damit verbundene „Erd- und Heimatverbundenheit“ das letzte Wort gesagt haben soll, das uns nur noch reflexhaft die Pauschal-Befürwortung aller moderner Transportmittel erlaubt, hieße die Aussagefähigkeit der Blut- und Boden-Ideologie zu überschätzen). Etwas als etwas „Neues“ durchsetzungsfähig zu machen, erfordert meist eine Bilanzfälschung, die Novitäts-Gewinne durch Verschleierung von Verlusten realisiert; empfänglich für das „Neue“ wird, wer sich für bestimmte *features* sensibilisieren und dafür für andere desensibilisieren läßt (so wie „Ästhetik“ nicht ohne „Anästhesie“ zu haben ist, wie ein anderer ehemaliger Bamberger Philosoph einmal festgestellt hat).

Nun wird man einwenden, daß bei solchen kulturkritischen bis kulturpessimistischen Präliminar-Überlegungen die menschlich-existenzielle Dimension außer Acht gelassen wird; „Neuheit“ wäre zunächst nicht als eine mehr oder weniger fiktive und verkaufsfördernd angepriesene Eigenschaft von Konsumartikeln zu betrachten, sondern als ein Existenzial eines ins Dasein geworfenen und sich in eine unbekannte Zukunft entwerfenden Wesens, dem es „in seinem [ständig neuen] Sein um sein [ständig neues] Sein selbst geht“, wie man die bekannte Heidegger-Formel vielleicht ergänzen könnte. Dem mag (auf einer relativ abstrakten Ebene) so sein, aber gerade auch im menschlich-Allzumenschlichen Bereich des alltäglichen *Man* fallen doch eher die Handlungs-routinen- und Denkredundanzen ins Auge, mit denen Neuheit geradezu systematisch begrenzt, reduziert und vermieden wird. Gerade die Ebene des Zwischenmenschlichen z.B. ist, unter heutigen modern-urbanen Verhältnissen (die sich seit den bekannten Befunden aus Simmels Großstadt-Aufsatz weiter verschärft haben), eine beständige Quelle der Bedrohung mit Neuem: ständig neue Gesichter, neue Menschen, neue Ansprachen und Ansprüche, neue Anforderungen und Aufforderungen, neue Aktionen und Reaktionen. Die moderne bürgerliche Gesellschaft verdankt ihr Bestehen gerade ihren verschiedenen Methoden, dem zumindest im (gern als „selbstbestimmt“ beschriebenen) Rahmen des Möglichen einen Riegel vorzuschieben.

Eine der für unsere westlichen Sozialverhältnisse immer noch wichtigsten Institutionen der Neuheitsverhinderung ist fraglos die Eheschließung. Gerade auf jenem Gebiet, wo „Neuheit“, „Unwiederholbarkeit“, „Besonderheit“, „Erlebnishaftigkeit“ – und was sonst noch an Individualitätsvokabular zur Verfügung stehen mag – so konstitutiv für eine gelingende soziale Kommunikation und Interaktion zu sein scheint wie auf dem entdeckungs- und überraschungsfreudigen Gebiet der zwischenmenschlichen Intimrelationen, werden gerade diese Elemente per öffentlich deklariertem gegen- und allseitiger Verzichtserklärung ausgeschlossen. Eine Heirat ist, gegen ihre ausgelagerte bürgerlich-

christliche Rhetorik, eine Absichtserklärung, die vor allem ein *Ende*, keinen Anfang markiert: dieser bewußte und erstaunlicherweise als wichtige Leistung und biographischer Meilenstein gefeierte Innovationsverzicht schließt eine Phase ab, in der in einem Kernbereich menschlicher Existenz Überraschungen, Entdeckungen und Innovationen nicht nur zugelassen, sondern meist mit hingebungsvollem Einsatz gesucht wurden. Der zumindest zum jeweiligen Zeitpunkt offenbar noch feststehende Entschluß zu (in Zahlen!) *einem* und fortan einzigen Sexualpartner ist eine, angesichts der jeder einigermaßen wahrnehmungsfähigen Person vor Augen liegenden bzw. vorhersehbaren zahlreichen Alternativen, hochkontingente und hochriskante Selektionsentscheidung, deren Funktion der psychosozialen Systemstabilisierung zwar sozialwissenschaftlich völlig transparent ist, aber der existentiellen Innovationsfreudigkeit der NormalbürgerInnen ein denkbar tristes Armutszeugnis ausstellt.

Wenn man, wie man es hin und wieder in den Geisteswissenschaften ja gern tut (und wie es auch Walther Ch. Zimmerli sympathischerweise gern tut), eine analytisch gewonnene Einsicht mit bekannten Witzworten veranschaulichen wollte, so wäre hinsichtlich der Innovationsfeindschaft bürgerlicher Eheverhältnisse weniger an die einschlägige Assonanz von *Monogamie* und *Monotonie* zu erinnern als an jenen (nur scheinbar!) tölpelhaften Menschen, der die nächtliche Outdoor-Suche nach dem von ihm verlorenen Schlüssel erfolglos abbricht, nachdem er sie auf den relativ engen Bereich beschränkt hat, der vom Schein der Straßenlaterne beleuchtet wird - obwohl er vermuten muß, den Gegenstand eigentlich ganz woanders verloren zu haben⁵. Ähnlich unabgeschlossen-abgeschlossen ist die doppelte „Ich habe fertig“-Erklärung von Braut/Bräutigam vor dem Altar und/oder Standesbeamten zu werten; die Suche wird für beendet erklärt, nicht weil sie ein gutes (geschweige denn: das bestmögliche) Ergebnis erbracht hätte, sondern weil wir zu faul, zu ängstlich, auf jeden Fall zu wenig *neugierig* auf *Neues* sind, um außerhalb des schmalen Lichtkegels unserer kontingenten Lebensverhältnisse im „Dunkeln“ weiterzusuchen (man scheut höhere „Suchkosten“, wie es in der soziologischen Eheforschung heißt). Und schlimmer noch: man verpflichtet sich, selbst wenn man später vielleicht doch noch zufällig über den von uns verlorenen „Schlüssel“ (die andere Halbkugel unserer Seele, platonisch gesprochen) stolpern würde, dies geflissentlich zu ignorieren, denn per öffentlich-rechtlicher Selbstverpflichtung darf es auf diesem Gebiet keine Erneuerung, kein *update*, keine Revision mehr geben⁶.

⁵ Das Motiv des „Suchens, wo es gar nichts zu finden gibt“ schwebt freilich seit der lachenden thrakischen Magd als Verdacht über der gesamten Unternehmung „Philosophie“, auch wenn das bekannte Bonmot über den Unterschied zwischen Philosophie, Metaphysik und Theologie (die alle „eine schwarze Katze im dunklen Zimmer“ suchen, usw.) die erstgenannte noch als die vergleichsweise am wenigsten unvernünftigste beschreiben will.

⁶ Wie wenig die empirische Widerlegung dieser Absicht zu einer grundsätzlichen Aufhebung der Ehe-Institution Anlaß gibt, zeigte der Sturm der Entrüstung, der 2006 auf den Vorschlag

Man wird einwenden, daß bei den anlässlich einer Heirat anstehenden Gründungsakten (Gründung eines gemeinsamen Haushalts, einer Familie, zunächst meist aber – gleichsam als legale Probephase unter stark erleichterten Bedingungen – einer Reisegemeinschaft) die Dimension des Neuen und Freudig-Erstmaligen überwiegt; aber in allen Gründungshandlungen schimmert ihre immanente Krisenhaftigkeit, der ängstliche Eifer, gerade den aktuellen Moment möglichst schnell zu überwinden und das Gegründete verdächtig hastig auf Dauer zu stellen, im Pathos des zelebrierten Inaugurations-Aktes durch. Analog zum rituellen Zerschneiden eines Bandes bei Eröffnungen und Einweihungen vollzieht jeder Deflorationsakt einen performativen *rite de passage*, mit dem gewaltsam Irreversibilität hergestellt wird. Die überlebenswichtige Angst vor dem Neuen kann nur durch eine „einschneidende“ kollektive Gewalt-Geste bewältigt werden, die den Weg nach Vorn, ins Neue eben, durch Ausweg- und Alternativlosigkeit schmackhaft machen muß: das Neue ist nichts Anderes als das Einzige, das übrig geblieben ist, nachdem es kein *Zurück* mehr gibt. Die vielbeschworene „Produktivität“ des Neuen resultiert lediglich aus jenen selektiven Destruktionsakten, die potlatchartig das Bestehende dezimieren („Polterabend“).

Wie sehr, trotz alledem, die positive Voreingenommenheit für alles Neue zur sozialpsychologischen Grundausrüstung unserer Kultur gehört, ist den vorsichtigen Formulierungen sogar von sich selbst zum „strukturellen Konservatismus“ bekennenden Intellektuellen wie Hermann Lübbe abzuhören, dessen „Beweislastverteilungsregel“ für die Annahme plädiert, es bestehe „eine widerlegliche Vermutung für die Vernünftigkeit des Bestehenden“⁷. Wer dagegen und darüber hinaus den Schritt von der rationalen Skepsis zum radikalen Pessimismus, also etwa zur „Vermutung der Unvernünftigkeit alles Neuen“ gehen will, muß sich ideengeschichtlich schon aufs Abseitig-Verschrobene einlassen, auf weltverweigernden Nihilismus und blind-reaktionäre Sektiererei. Daß aber gerade der Unglaube an die Möglichkeit von Fortschritt und innovativer Meliorisierung auch mit einer heiter-verzweifelten Hingabe an dem festzuhaltenden Bestehenden zusammengehen kann, ja: muß, zeigt eine alte Anekdote aus dem humanistischen Humus alteuropäischer Prägung, deren *message* und Rezeptionsgeschichte hier nun noch kurz und ausschnitthaft nachgespürt sein soll. Eine relativ moderne poetische Version der Geschichte findet sich beim Dichter der deutschen Nationalhymne, nämlich in Heinrich Hoffmann von Fallersleben enorm erfolgreicher und deswegen sofort verbotener Gedichtsammlung „Unpolitische Lieder“, die – zumindest soviel ausglei-

der (damals noch) CSU-Politikerin Gabriele Pauli einer zunächst einmal nur auf Zeit geschlossenen Heirat folgte. Nach der schiitischen Auslegung des Korans scheinen unaufwendige Kurzehen bzw. Ehen auf Zeit möglich zu sein.

⁷ Hermann Lübbe, *Modernisierung und Folgekosten. Trends kultureller und politischer Evolution*, Berlin u.a. 1997, S. 332.

chender nationaler Tribut an den hier zu Ehrenden muß sein – im selben Jahr wie der „Schweizerpsalm“, also 1841, entstanden ist.

Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys!
Wenn er uns des Heils auch wenig
Und des Unheils viel erwies,
Wünsch' ich doch, er lebe lange,
Flehe brünstig überdies:
Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys!

Eine Alte sprach im Tempel
Eines Tages dies Gebet.
Der Tyrann kam just vorüber,
Wüßte gerne, was sie tät':
Sag mir doch, du liebe Alte,
Sag, was war denn dein Gebet?
Ach, ich habe nur gebetet,
Nur für euer Majestät.

Als ich war ein junges Mädchen,
Fleht' ich oftmals himmelnan:
Lieber Gott, gib einen bessern!
Und ein schlechterer kam heran;
Und so kam ein zweiter, dritter
Immer schlechterer Tyran;
Darum fleh ich heute nur noch:
Gott erhalt' uns dich fortan!

Man muß sich diesen Text nach einer bekannten Hymne gesungen vorstellen, mit wehenden Fahnen und staatstragendem Gebaren. Trotzdem soll und kann hier leider nicht darauf eingegangen werden, wie diese, spöttisch-französisierend „Syracusaise“ überschriebene Parodie der österreichischen Kaiserhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“ von Lorenz Leopold Haschka, deren Text Fallersleben ja auch sein bis heute v.a. in Fußballstadien abgesungenes „Lied der Deutschen“ substituiert hat, sich in die komplexe politisch-kritische Intertextualität von Altertumsrezeption, vormärzlicher Autoritätskritik und ideologiekritischer Persiflage einschreibt. Für unsere Zwecke der Suche nach nachvollziehbaren Motiven innovationsfeindlicher Überzeugungen scheint die hier zugrundegelegte Anekdote relevant, weil sie die erfahrungsgestützte, simple (und heute beispielsweise auf Chefs, Ehefrauen oder Universitätspräsidenten zu münzende) Weisheit, daß „immer nur etwas Schlechteres nachkommt“, weswegen es das Beste, d.h. am Wenigsten Schlechte, ist, das Bestehende möglichst lange (ja: ein ganzes Leben lang!) bestehen zu lassen, in eine Form faßt, die für ihr paradoxales Zustandekommen aufschlußreich scheint. Denn zum Einen wird hier eine Art tragische Ironie sichtbar (und welche Ironie wäre nicht im Grunde „tragisch“?): das punktuell und präsentisch Positive ruht

auf einem durch und durch negativen Fundament. Ein scheinbar politisch konformistisches, ja unterwürfiges, personenbezogenes Verhalten entpuppt sich als Ausdruck einer die Autorität selbst in Wahrheit weit transzendierenden Haltung: die Treue zum Amtsträger ist die Angst vor seinem Nachfolger⁸. Man liebt seinen Nächsten, weil man den Nächsten dieses Nächsten fürchtet. Die Haltung der besagten Dame realisiert das ins Futur entworfene Pendant zur schwäbischen Grundeinstellung „Nicht geschimpft ist gelobt genug“, indem sie nur deswegen heute einmal (sc. ausnahms- und ungerechtfertigterweise) lobt, damit sie morgen nicht schimpfen muß. Man wird dieses hintergründige Insistieren auf der relativen Werthaftigkeit des Status quo auch nicht mehr im Lübbeschen Sinn „konservativ“ nennen dürfen: ein kleineres Übel ist immer ein als solches *durchschauendes* Übel. Die Gegenwart, an der man festhalten will, ist weder gut noch etwa *second best*, sondern je nach historischem Gedächtnis, tendenziell unendlich schlechter als es je war und gewesen sein kann; genauer besehen wird aber der „unendliche Regreß“ der Pejorisation durch die präzise Grenze der eigenen Lebenszeit gestoppt: als „junges Mädchen“, als man Verbesserung noch für möglich und wünschenswert hielt, war in Wahrheit, so stellt sich jetzt heraus, das in diesem Leben mögliche Optimum bereits erreicht. Älterwerden impliziert die triste Einsicht, daß uns nach all den Enttäuschungen des Immer-Schlechteren am Ende nur die Hoffnung der Prokrastinierung des Noch-Nicht-Ganz-Katastrophalen bleibt. Die Klarheit dieser letzten Hoffnung hat aber etwas Gutes: wer von der Zukunft nichts mehr erwartet, sondern alles von ihr befürchtet, ist endlich guten Gewissens vollkommen in der Gegenwart angekommen. Man darf für das lange Leben der Anderen beten, als ob es für das eigene wäre: es garantiert dessen zumindest relative Wertstabilität und bewahrt es vor dem (weiteren) Herunterkommen. Nur so erhält der Hochruf „Lang lebe XYZ“ eigentlich einen verständlichen, den so hochherzig Rühmenden nachvollziehbar miteinschließenden Sinn: keine selbstlos schmeichelnde Lobhudelei, sondern das klare Selbstinteresse an der Retardierung weiterer eigener Lebensqualitätseinbußen. Die alte Frau im Tempel realisiert ohne jegliche Heuchelei das christliche Gebot, den nächsten so zu lieben wie sich selbst. Die gute Miene zum bösen Spiel ist nicht, wie Ulrich Bröckling den „Ironikern“ unterstellt, „aufgedrehte Lustigkeit“ oder „angestrenzte Selbstdistanzierung“⁹, sondern die resignative Rest-Überlebensstrategie im Zeichen der Dekadenz.

Unverkennbar hat die Anekdote eine reaktionär-quietistische Tendenz. Statt des mutigen und tugendhaften Damon, der – „den Dolch im Gewande“ – (mutmaßlich) denselben Tyrannen in einem anderen bekannten deutschen

⁸ In diesem Licht betrachtet erscheint der bekannte (pseudo)-charismatische Personenkult in totalitären Regimes vielleicht weniger als eine staatlich geförderte permanente Loyalitätsbekundung, sondern das tägliche Gebetsritual vieler weiser alter Frauen...

⁹ Ulrich Bröckling, Enthusiasten, Ironiker, Melancholiker. Vom Umgang mit der unternehmerischen Anrufung, in: *Mittelweg* 36, 17. Jg. (2008), H. 4 (Aug/Sep), S. 80–86 (hier 85).

Klassik-Evergreen aus dem Jahre 1798 erst töten will, dann aber doch lieber bekehrt, wird uns hier als „Heldin“ eine weinerliche Alte vorgeführt, die auf die willenslose, möglichst dauerhafte Anpassung an das für sie nur noch in Richtung des Noch-Schlechteren überbietbar Erklärte setzt. Wenn Veränderung identisch sein soll mit Verschlechterung, kann das Heil nur im permanenten Stillstand gesehen werden. Ist diese Form der prinzipiellen Neuheits-Verweigerung ein modernitäts- und menschenfeindliches Stück Sklavenmoral, das an den Grundfesten unseres europäischen Verständnisses von Humanität, Bildung und Demokratie, von Politik und Kultur rütteln würde (wenn man sie denn ernstnähme)?

It depends: es hängt wohl von gewissen Akzentsetzungen bzw. -verschiebungen ab, vom „Kontext“, wie man ja gerne sagt. Die Kontextreferenzen bei Fallersleben lassen eine klare Aussageabsicht erkennen, gerade weil sie so spärlich ausfallen, bzw. gänzlich unausgesprochen bleiben. Die Hymnenparodie und die Einreihung zu den anderen hochpolitisch-„unpolitischen“ Liedern machen die Hymnus-Sängerin zu einer frechen, dem Unterdrücker die böse Wahrheit ins Gesicht schleudernde Rebellin. Genauso war die Geschichte wohl auch im Ursprung gedacht: in den *Memorabilia* von Valerius Maximus geht es im sechsten Buch um eine Reihe von Anekdoten, die die „libertas“ bestimmter Persönlichkeiten demonstrieren soll („libertatem autem vehementis spiritus dictis pariter et factis testatam“), was Friedrich Hoffmann 1829 mit „Freimüthigkeit“ übersetzte. Valerius ist sich über den moralischen Wert dieser *libertas* nicht ganz im Klaren, ordnet sie ein zwischen *virtus* und *vitium*, hält sie aber für lobenswert „si salubri modo se temperavit“. Unsere Geschichte gehört offenbar zu den zu lobenden Fällen, denn sie wird eingeführt als ein Beispiel für eine „non solum fortis, sed etiam urbana libertas“.¹⁰ An hervorhebendsten Besonderheiten ist nur zu bemerken, daß die „in den höchsten Lebensjahren“ (*senectutis ultimae*) stehende Frau sich explizit wünscht, den Tyrannen nicht zu überleben (*incolumis ac sibi superstes esse orabat*), dabei so weit gehend, ihr Leben statt seines hingeben zu wollen (*caput meum pro tua salute devoveo*), nur um ihm, einem Schlimmeren als alle Vorgänger (*superioribus inopportuniorem ... rectorem*) nicht einen noch Schlimmeren (*deterior*) nachfolgen sehen zu müssen. Den die Moral nachliefernden Schlußsatz „Tam facetam audaciam Dionysius punire erubuit“ übersetzt Hoffmann mit: „Dionysius konnte sich nicht entschließen, diese freie Rede, die so viel Lustiges enthielt, zu bestrafen“.

Man wird sich berechtigterweise fragen, was an dem nihilistischen Wunsch „lustig“ sein soll, möglichst früh zu sterben, nur um keine weitere Zustandsde-

¹⁰ „Im folgenden Beispiel erblicken wir eine Frau, die sich in ihrem Freimuth eben so sinnreich, als kühn zeigte“ (Valerius Maximus Sammlung merkwürdiger Reden und Thaten, übers. v. D. Friedrich Hoffmann, Stuttgart, Verlag der J.B. Metzlerschen Buchhandlung, 1829, S. 379, dort auch alle weiteren Übersetzungen); alle lateinischen Zitate von <http://www.thelatinlibrary.com/valmax6.html> (abgerufen 25.3.2010)

teriorisierung mehr erleben zu müssen; eine platonisch-christliche Sterbensehik, die dem Tod grundsätzlich keinen Negativwert mehr zuschreibt, weswegen (in genauer Umkehrung der bekannten Bremer-Stadtmusikanten-Weisheit) *alles* schlechter als der Tod ist, wird hier noch nicht zu unterstellen sein. Trotzdem könnte, wenn man mehr als einen „frechen Spruch“ einer aufgeklärten religiösen Pragmatikerin sehen will, die Valerius hier zu loben und als besonders „urban“ zu qualifizieren scheint, mit der Anspielung auf die Präferenzwahl des eigenen Todes eine ultimative *existentielle* libertas angedeutet sein, die über die rhetorische „Freimüthigkeit“ der zitierten deutschen Übersetzung weit hinausginge. Das *Epimythion* des Texts selbst begnügt sich freilich damit, die Straffreiheit der Sprecherin (die Verhängung der Todesstrafe wäre ja in diesem Fall auch ganz im Sinne der Angeklagten gelegen) und eine zumindest angedeutete somatisch-psychische Erschütterung des Machthabers (*erubuit*) zu konstatieren.¹¹

Ganz anders aber erscheint die Geschichte im Licht der christlichen Tradition. In der Schrift *De regno ad regem Cypri* des Thomas von Aquin von 1267 wird die Frage bewegt, was getan werden soll, damit das (zumindest in diesem Werk) für die bestmögliche politische Regierungsform gehaltene Königtum nicht in ein *dominium tyrannicum* entartet, und was nicht getan werden darf, wenn dies schon passiert ist. Die Geschichte der ambivalenten Dionysios-Verherrin wird nun ins Spiel gebracht, um die These zu illustrieren, daß es in solchen Fällen besser sei, sich nicht zu wehren, schon gar nicht durch den Versuch des Tyrannenmords. Denn die Situation könne sich nur verschlimmern, sei es, daß im Scheiternsfall der gereizte Herrscher noch brutaler werde, sei es, daß man sich bei seiner gelungenen Beiseiteschaffung der Mithilfe von Personen versichern müsse, die sich ihrerseits dann als noch grausamere Tyrannen erweisen, usw. Die kluge Frau aus Syracus wird daher mit der dem Herrscher ins Gesicht gesagten Einsicht präsentiert, daß sie – offenbar im Gegensatz zu den Hoffnungen der Mitbürger – seinen Tod *nicht* herbeisehne, weil der bisherige Qualitätsverfall nichts Gutes ahnen lasse: „Itaque si tu fueris absumptus, deterior in locum tuum succedet.“¹²

Wenn in dieser Aufforderung zur Widerstandsabstinenz neben den klar ersichtlichen Auswirkungen der Zwei-Welten-Lehre noch ein Minimum an politischer Argumentationsrationalität, das durch historische Entwicklungen im Zuge der Diktatorenbeseitigungsversuche bis in unsere Tagen belegt werden kann, erhalten bleibt, geht es ca. 250 Jahre später beim deutschen Kirchenreformer, der seinen Valerius-Nacherzähler-Vorgänger für „einen der größten Schwätzer“ hielt, deutlich rückständiger zur Sache. Als sich nach der Nieder-

¹¹ Vgl. dagegen die deutlich optimistischere Happy-End-Variante in einem Jugendbuch vom Anfang des 19. Jahrhunderts: „Dionys lachte und ließ die Alte gehen“ (Karl Friderich Becker, Die Weltgeschichte für die Jugend, 2. Teil, 3. unver. Aufl., Wien 1813, S. 337).

¹² Kap. 7, 44; http://la.wikisource.org/wiki/De_regno_ad_regem_Cypri (abgerufen 25.3.2010).

schlagung des thüringischen Bauernaufstandes 1525 die Frage unter dem mit christlicher Überzeugung angetretenen beteiligten Militär die Frage stellte, „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“, beeilte sich Martin Luther, diese Frage absolutionserteilend eindeutig positiv zu beantworten: denn „das Schwert ist an und für sich recht und eine göttliche nützliche Ordnung“¹³. Nachdem er aber auch zugestehen muß, daß manchmal die „Billigkeit“ über dem streng formalen, gesetzten Recht stehen muß, wird dieses Zugeständnis sofort wieder eingeschränkt, weil das natürlich nicht bedeuten darf, daß man „gegenüber der Obrigkeit ungehorsam sein und gegen sie kämpfen, sie absetzen oder gefangennehmen könne“ (S. 185). Luthers Begründungen dafür, daß dies selbst im Falle von schlimmer Tyrannei nicht zulässig ist, laufen nun alle, im Gegensatz zu den „realistischen“ Argumenten des Aquinaten, auf das Verbot der Einmischung in göttliche Belange sowie das Gebot der Anerkennung unserer Selbst-Schuldhaftigkeit an der Unterdrückung hinaus. Dafür will Luther dann „ein Beispiel oder zwei geben, die gut zu behalten und nützlich zu befolgen sind“:

„Man liest von einer Witwe, die stand und betete für ihren Tyrannen aufs allerandächtigste, daß Gott ihn ja lange leben lassen möchte usw. Der Tyrann hörte es und wunderte sich, weil er sehr wohl wußte, daß er ihr viel Leid angetan hatte und solch ein Gebet eine Seltenheit war, denn das gewöhnliche Gebet für die Tyrannen pflegte nicht so zu lauten. Er fragte sie, warum sie so für ihn bete. Da antwortete sie: Ich hatte zehn Kühe, als dein Großvater lebte; der nahm mir zwei. Da betete ich wider ihn, daß er stürbe und dein Vater Herr würde. Als das geschah, nahm mir dein Vater drei Kühe. Abermals betete ich, daß du Herr würdest und er stürbe. Nun hast du mir vier Kühe genommen. Darum bitte ich nun für dich, denn ich habe Sorge, wer nach dir kommt, nimmt mir auch die letzte Kuh mit allem was ich habe (S. 192 f.).“

Die hübsch didaktisch-arithmetisch aufbereitete Bebilderung der fortschreitenden Depravierung muß man vermutlich als Luthers ganz eigene Zutat der Anekdotenaufbereitung erkennen. Der Widerstand gegen jede Form von Änderung wird dadurch plausibilisiert, daß nun auch ein „guter“ Herrscher wohl keine Verbesserung mehr bringen würde, denn auch wenn er weniger nähme als alle bisherigen, bliebe nichts mehr übrig. Entgegen der revolutionären Rhetorik, die „freedom“ gut marxistisch als „just another word for nothing left to loose“ (Janis Joplin) deklariert, rät uns Luther, solange (und weil) wir auch noch *eine* Kuh haben, doch lieber auch die Ketten zu behalten. Statt des in die Wagschale, gegen jede gefürchtete Verschlimmbesserung, geworfenen eigenen Lebens von Valerius' Alten, wird hier ein Kuhhandel vorgeschlagen, der das durch die erzwungene Knappheit im Preis enorm gestiegene Wenige als angemessenen Preis für das Still- und Beibehalten des status quo plausibilisie-

¹³ Ich zitiere nach den verhochdeutschen Ausgewählten Schriften, hg. v. K. Bornekamm u. G. Ebeling, Bd. IV, S. 180. Die folgenden Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

ren soll. Wer einst das Zehnfache besaß, kann sich den politischen Wandel drei Schübe progressiver Besteuerung kosten lassen: danach steht Innovation, immer schon unrentabel, vor dem Limit des Zumutbaren. Die Sicherstellung der letzten Syrakusaner Kuh (obwohl die Geschichte hier auch geographisch nicht mehr mit ihrem antiken Ort verbunden scheint)¹⁴ macht aus der Ansprache der ängstlichen Besitzerin ein Plädoyer für Besitzstandswahrung, nicht mehr die mutige Anklage einer nur schein-konformen Dissidentin. Hier wird nur eine politisch motivierte Verlustrechnung aufgemacht, die im Grunde sich dafür bedankt, daß der aktuelle Kuhdieb zumindest noch ein Tier im Stall hat stehen lassen. Und der Leser wußte und weiß, *wem* wir dafür laut Luther dann auch wirklich zu danken haben.¹⁵

Es scheint also erst bei dieser Fassung und Rahmung der Anekdote ihre Deutbarkeit als innovationsverhindernde Aufforderung zu kraftloser Duldsamkeit und Verzicht auf jedwede Änderungsanstrengung offen zu Tage zu treten.¹⁶ Fallersleben hat die Geschichte von der schwachen-starken Frau, die sich zumindest rhetorisch gegen den überlegenen Macho und die ihm zugedachten Demutsrituale zu wehren weiß, wieder in seine antiken Rechte eingesetzt. Er zeigt, daß politisches Handeln nicht unbedingt etwas „Neues“ in die Welt bringen muß, sondern daß auch schon mit dem Spott und Hohn viel erreicht ist, mit dem man ironisch-mutig das Festhalten am Alten legitimiert. Wenn es, nach Sloterdijk und Marquard, zwar richtig ist, daß es nicht darauf ankommt, die Welt zu verändern, sondern sie zu verschonen – dann wird man vielleicht die allerorts angebeteten mächtigen Männer von dieser Verschonung verschonen dürfen.

Wenn das als provisorischer Versuch der Rekonstruktion eines alteuropäischen innovationsfeindlichen Arguments durchgehen darf: ist aber nicht trotzdem die Zustimmung zum Bestehenden, nur wegen des Risikos seiner Verschlechterungsmöglichkeit, nicht hochfragwürdig? Ist sie nicht in der Anwen-

¹⁴ In den *Facetiae* von Gian Francesco Poggio Bracciolini (1380-1459) wird die Tyrannenrolle von einem Mailänder Duca übernommen; vgl. <http://www.elfinspell.com/Poggio1.html>, „VII: The Old Woman's Prayer“.

¹⁵ Luthers Theodizee erklärt das Gute am Schlechten durch das Schlechte am Guten; nach der Episode der Witwen-Kuhhalterin wird das „Gleichnis“ erzählt von einem „barmherzigen“ Menschen, der die auf einem verwundeten Bettler sitzenden Fliegen vertreibt, dafür aber von diesem gescholten wird: „Ach, was machst du da! Diese Fliegen waren beinahe voll und satt, so daß sie mir nicht mehr so Angst machten. Nun kommen die hungrigen Fliegen an ihrer Statt und werden mich viel übler plagen“ (ebd., S. 193). Ob aus diesem Argument für die Verschonung von Fliegen heute ein ökonomisches Argument für die Verschonung von „Heuschrecken“ zu gewinnen wäre?

¹⁶ Unmißverständlich dann wenige Zeilen später: „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit voneinander wie Himmel und Erde. Ändern kann leicht geschehen, Bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es steht nicht in unserm Willen oder Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel danach, wie es besser werde, sondern nur daß es anders werde. Wenn es dann schlimmer wird, so will er wieder etwas anderes haben.“ (ebd., S. 193).

dung auf Personenverhältnisse und Humanrelationen schlicht zynisch? Ist sie nicht zumindest anrühlich und deplaziert, als Beitrag zu einer Festschrift-Geburtstagsgabe, bei einem Anlaß also, bei dem sich höchst unanständige Assoziationen und Analogien zwischen altgewordenen übriggebliebenen Vertretern des akademischen Fußvolks, dionysischen Tyrannen und ihnen allfällig dargebrachten lobpreisenden Wünschen für ein langes Leben herstellen könnten? Darf man im Zusammenhang von allfälligen Komplimentierungen an solch zweischneidige Komplimente erinnern? Wie kommen wir, mit anderen Worten, nach Platon und Heidegger hier wieder „zurück aus Syrakus“?

Ich hoffe, einen dem zu Gratulierenden nicht allzu fernstehenden Tonfall zu treffen, wenn ich die paradoxe Möglichkeit einer respektvollen Respektlosigkeit, einer fernbleibenden Nähe, einer unabhängigen Anhänglichkeit, einer frechen Verehrung und eines *von Herzen kommenden* Zynismus für mich und für diese hiermit endlich beendeten Zeilen in Anspruch nehme.